

Das Baltikum. Geschichte einer europäischen Region. Bd. 1: Von der Vor- und Frühgeschichte bis zum Ende des Mittelalters. Hrsg. von Karsten Brüggemann, Detlef Henning, Konrad Maier und Ralph Tuchtenhagen. Hierseemann Verlag. Stuttgart 2018. 651 S., Kt. ISBN 978-3-7772-1825-0. (€ 98,-)

Die Geschichte der baltischen Länder als Teil einer „europäischen und transnationalen Verflechtungsgeschichte“ (Geleitwort, S. 9) darzustellen und dabei, so die Hrsg., „die nationalhistorischen Traditionen und Ansprüche zu überschreiten, d. h. eine transnationale Historiografie im modernen Sinne anzustreben“ (S. 21), ist das Ziel eines von der VW-Stiftung finanzierten und vom Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa an der Universität Hamburg realisierten, auf insgesamt drei Bände angelegten Handbuchs. Im ersten, Vor- und Frühgeschichte und Mittelalter gewidmeten Teil werden die Grundlagen menschlicher Entwicklung, die Frühgeschichte bis zur Eroberung durch niederdeutsche und dänische Ritter und Krieger, die Christianisierung und das Interagieren von Bistümern, Ritterorden und Städten sowie auswärtiger Mächte und schließlich die Reformation in Livland von deutschen ebenso wie Forschern aus den baltischen Ländern ausführlich geschildert, während Litauen nur exkursiv behandelt wird. Zunächst erklären Karsten Brüggemann und Ralph Tuchtenhagen, warum der „kurz[e] und bündig[e]“ (S. 33) Begriff des Baltikums gegenüber anderen, ebenso wenig zutreffenden Konstrukten zur Bezeichnung der Region gewählt wurde. Hansjörg Küster bietet anschließend eine anschauliche Schilderung der Entstehung und Bedeutung von Morphologie und Hydrologie für das menschliche Leben im Baltikum seit den letzten Eiszeiten. Das Nebeneinander finnougriecher und baltischer Sprachen und ihre einzelsprachlichen Ausprägungen erläutert Cornelius Haselblatt.

Andris Šnē und Heiki Valk meistern die schwere Aufgabe, die nur mit archäologischen Methoden zu erforschenden Epochen der geschichtlichen Entwicklung des Baltikums darzustellen. Sie bieten einen forschungsgeschichtlichen Überblick und stellen die Stein- und Metallzeiten dar, deren zahlreiche Kulturgruppen vor allem anhand unterschiedlicher Bestattungs-, aber auch Siedlungs- und Keramikformen gebildet worden sind. Seit der vorrömischen Eisenzeit waren Höhensiedlungen vielleicht Häuptlingssitze, germanische, slavische und skandinavische Einflüsse wurden in der Römischen Kaiserzeit bemerkbar, seit der die beiden Archäologen die Unterscheidung von baltischen und ostseefinnischen Bestattungen für möglich halten (S. 103). Nach der ersten nachchristlichen Jahrtausendmitte sind ihrer Meinung nach auch „Kuren, Selonon, Semgaller, Lettgaller, Zemaiten, Litauer, Schalauer, Jadwinger usw.“ archäologisch voneinander abgrenzbar (S. 115), obwohl die europäische Archäologie der ethnischen Deutung heute überwiegend skeptisch gegenübersteht. In der Wikingerzeit wurde das Baltikum Transitland skandinavischer Krieger und Kaufleute auf ihrem Weg über die Flüsse Ostmitteleuropas ins Schwarze und Kaspische Meer. Seit dem 11. Jh. expandierten Teilfürstentümer der Rus' in Richtung Ostsee und gründeten zum Beispiel die Burg Jur'ev (Tartu) (S. 126 f.). Mit ihnen kamen christlich-orthodoxe Einflüsse, und mit einem Blick auf Anzeichen lateinisch-christlicher Realien aus der Zeit vor der Eroberung sowie nichtchristlich-religiöse Vorstellungen endet die Darstellung der Frühzeit, nicht ohne in einem der vielen Einschübe des Bandes *Ķernavē* gewürdigt zu haben, die Hauptstadt des „Großherzogtums von Litauen“ im 13./14. Jh. (Šnē, S. 138–140).

Am Anfang der Beschreibung des Mittelalters stellt Matthias Thumser die schriftliche Hinterlassenschaft vor. Anti Selart schildert „die Eroberung Livlands (12. und 13. Jahrhundert)“ und die Historiografie über „das livländische Mittelalter“. Tiina Kala beschreibt „die Kirche“, d. h. die Einrichtung zunächst des Bistums, dann des Erzbistums Riga und der übrigen Bischofssitze sowie die Bedeutung insbesondere des Zisterzienserklosters Dünamünde, aber auch der Bettelordensklöster. Juhan Kreem widmet sich dem 1237 im Deutschen Orden aufgegangenen, 1202 in Riga gegründeten Schwertbrüderorden und schließlich dem Livländischen Orden sowie dem weltlichen Adel, der aus den Vasallen meist niederdeutscher Herkunft der Orden sowie geistlicher Institutionen hervorgegan-

gen ist. Inna Pö l t s a m - J ü t j o thematisiert sowohl „die Städte: Alltag, soziale Schichten, Handel und Gewerbe“ als auch die „autochthone Bevölkerung“. Dabei geht sie auch auf das Verhältnis der überwiegend aus (nieder)sächsisch-westfälischen Zuwanderern gebildeten Stadtbürger zu den mit dem problematischen Begriff der „Undeutschen“ zusammengefassten Nachkommen der baltischen und finnischen Bewohner des Landes ein, die vor allem im Verlauf der Krise des späten Mittelalters zunehmend aus Gilden und Zünften ausgegrenzt wurden. Auf dem Land bieten die „Wackenbücher“ eine gute Quelle für die von „deutscher Bauernkolonisation“ (S. 341) unberührte Siedlungslandschaft.

Ilgvars M i s ā n s schildert „Beziehungen und Konflikte[n] im 14. und 15. Jahrhundert“. Deutscher Orden, die Erzbischöfe von Riga, Ritterschaft und städtisches Patriziat (Fernhändler) waren darin die handelnden Akteure; die Rivalität zwischen Landmeister und Erzbistum Riga führten in dieser Zeit zu anhaltender Instabilität. Aufstände von Bauern und Bewohnern Ösels und Dagös wurden vom Orden niedergeschlagen. „Das mittelalterliche Livland und seine Nachbarmächte: Äußere Beziehungen im späten 14. und 15. Jh.“ werden von Aleksandr I. F i l j u š k i n ebenso dargestellt wie „Livland im 16. Jahrhundert“. Die „Litauen-Reisen“ des europäischen Adels würdigt in einem Einschub Rymvidas Petrauskas. Befremdlich wirkt dabei, dass diese als Zeichen „eines gemeinsamen Selbstverständnisses des europäischen Rittertums“ von „Portugal bis Skandinavien und Ungarn“ (S. 404) angesehen werden, das Leid der in den Grenzgebieten drangsalierten Bevölkerungen aber nicht eigens betont wird. Die Auseinandersetzungen mit dem Livländischen Orden und die gleichzeitige Ostexpansion führten zum Aufstieg der litauischen Fürsten, deren Weg zu Taufe, Christianisierung und Annäherung an Polen an dieser Stelle des Bandes erstmals zur Sprache kommen.

Die Reformationszeit wird wiederum von Kreem beschrieben. Der Konfessionswechsel ging von den Städten aus, in denen es zu Bilderstürmen kam, aber auch die Ritterschaft war der neuen Lehre gegenüber empfänglich. Das Spektrum der Prediger reichte „von konservativen Humanisten bis zu radikalen Hetzern“ (S. 441). Auch das Ordenskapitel beschloss 1544, „daß in allen Ordenskirchen das reine Wort Gottes gepredigt werden solle“ (S. 456). Der Augsburger Religionsfrieden von 1555 wurde vom livländischen Ordensmeister Georg von Syburg zu Wischlingen unterschrieben. Den „Livländischen Krieg“, den er schon vorher als „ein Konstrukt von Historikern“ bezeichnet hat (S. 430), behandelt erneut Filjuškin. Er nimmt eine im ersten Band dieses Handbuches immer wieder einmal aufscheinende russlandkritische Tendenz auf (S. 11, 24 f.), wenn er den „expandierenden Zentralstaat Russland“ (eine für das 15. und 16. Jh. nicht unproblematische Bezeichnung für das Großfürstentum Moskau) charakterisiert. Die bis 1478 bzw. 1510 „rhetorische Bedrohung“ sei jetzt mit „realen Zügen“ versehen worden. Pskov und Novgorod hätten nun nicht mehr gegeneinander ausgespielt werden können. „Moskau fürchtete [...] keinen Krieg“ (S. 474). Niederlagen gegen „russische“ Armeen bei Tirsen 1558 und 1560 bei Weißenstein und Ermes bedeuteten das Ende des Ordens, der 1561 im Abkommen von Wilna der Übernahme der Ordensbesitzungen durch die polnische Krone zustimmte (S. 489). Endlich kommt nun auch Litauen zu einer weiteren Berücksichtigung, die Mathias N i e n d o r f vornimmt („Das Großfürstentum Litauen bis 1569“). Er geht der Frage nach, warum es den Litauern gelang, die Unabhängigkeit zu bewahren (S. 511), und empfiehlt Zurückhaltung bei der Anwendung des Staatsbegriffs ebenso wie bei der Suche nach der Hauptstadt, weil wohl eher eine Art Reisekönigtum veranschlagt werden müsse (S. 512). Der Lubliner Vertrag von 1569 war ein Kompromiss und nur durch vollendete Tatsachen nach Abreise der litauischen Delegation im Reichstag zustande gekommen. Dennoch war er eine tragfähige Basis für die folgenden 200 gemeinsamen polnisch-litauischen Jahre (S. 540 f.).

Den Abschluss des Bandes bilden Untersuchungen zum „Baltikum aus europäischer Perspektive“. Zunächst betrachtet Christian Krötzi „Das Mare Balticum aus europäischer Perspektive: Kommunikationsräume und Interaktion“ und betont u. a. die Bedeutung der Prager Alma Mater für eine Anzahl livländischer Studenten, weshalb er die Grün-

dung Karls IV. von 1347 als „Ostseeuniversität“ bezeichnet (S. 574). „Das Imperium Romanum und Livland im Mittelalter: Zwischen verfassungsrechtlicher Wirklichkeit und Imagination“ ist das Thema nun wiederum von Andris Levans. Während Reinhard Wittram (1902–1973) 1939 auf „staatsrechtlicher Zugehörigkeit Livlands zum Deutschen Reich“ bestand, „begründet 1207 und 1225 vom Bischof Albert und erloschen erst 1561“, und weiter behauptete, „die Kolonie sei in Recht und Sitte, Werkgesinnung, Kunst und Geist [...] ein Abbild des Mutterlandes“ gewesen (S. 582), äußerten sich jüngere Forscher wie Ernst Pitz und Manfred Hellmann zurückhaltender. Für die kaiserliche Kanzlei Karls IV. stand aber 1356 wohl fest, dass das Erzbistum Riga „im Verhältnis zum Reich“ stand (S. 609). Der 1526/27 in den Reichsfürstenstand erhobene Ordensmeister Wolter von Plettenberg hatte sich noch 1496 nach Aufforderung des Hochmeisters des Deutschen Ordens mit Pferden als Geschenken zur Kaiserkrönung in Rom einfinden sollen. Er sagte aber ab, weil ihm der Weg dorthin zu weit sei (S. 617 f.). Levans beschließt seinen Beitrag mit dem Satz „Das Reich war fern – im räumlichen wie im mentalen Sinn“ (S. 619).

Den Hrsg. und Autor:innen ist mit dem ersten Band des mit einem Abkürzungsverzeichnis, einer Zeittafel, einem Orts- und einem Personenregister sowie einem Autorenverzeichnis versehenen Handbuchs zum Baltikum ein materialreiches, nur gelegentlich aufgrund seiner Kapitelstruktur redundantes Überblickswerk gelungen, das zu den Standardwerken der europäischen Geschichte gehören wird.

Leipzig

Matthias Hardt

Mehrsprachigkeit in Ostmitteleuropa (1400–1700). Kommunikative Praktiken und Verfahren in gemischtsprachigen Städten und Verbänden. Hrsg. von Hans-Jürgen Bömelburg und Norbert Kersten. (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 37.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2020. VI, 245 S. ISBN 978-3-87969-435-8. (€ 45,-)

„Bürgerliche Kinder sollen Deutsch wegen des Handels lernen“, auch sei die Kenntnis der deutschen Sitten nicht schädlich, weil in den polnischen Städten sowieso „Deutsche den Vorrang haben“, für Adlige bringe das Deutschlernen jedoch keinen Nutzen. So äußert sich der Professor der Krakauer Akademie Sebastian Petrecy in seinen Aristoteles-Kommentaren Ende des 16. Jh. (S. 190). Der zu besprechende Sammelband versucht, diese Fragen von ethnischer und ständischer Zugehörigkeit und die damit verbundene Mehrsprachigkeit in den Überlappungsregionen Ostmitteleuropas zu fassen. Ostmitteleuropa wird hier verstanden als „die böhmische Krone, Polen und das historische Großfürstentum Litauen“, so der Mithrsg. Hans-Jürgen Bömelburg und Thomas Daiber in ihrer Einleitung (S. 14). Zeitlich beginnt der Band mit dem Ende des Mittelalters, als neben die sogenannten „heiligen Sprachen“ (Latein, Griechisch, Kirchenslawisch, Altarmenisch und Hebräisch) zunehmend die lange Zeit nicht verschriftlichten Volkssprachen traten. Gerade im städtischen Bereich wie im eingangs genannten Krakau, aber auch in Lemberg und in Wilna gehörte die Mehrsprachigkeit zur selbstverständlichen Alltagsrealität. Die Multilingualität wurde aber auch an den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Herrscherresidenzen praktiziert. Dies änderte sich erst, als im späten 18. und 19. Jh. hohe Ansprüche an Normierung und Perfektionierung gestellt und zur Karrierevoraussetzung in den Staatsverwaltungen gemacht wurden. Die These der „Mehrsprachigkeit als Regelfall“, der dieser Sammelband folgt, ist recht neu und eröffnet andere Perspektiven auf Konflikte, aber auch auf Akkulturations- und Assimilationsprozesse.

Vor dem Hintergrund eines „fragmentierten Forschungsstandes“ (S. 20) zur historischen Mehrsprachigkeit handelt es sich bei den meisten Beiträgen um Fallbeispiele. Vlastimil Brom beschäftigt sich zum Auftakt mit der tschechischen Chronistik, der Dalimil-Chronik, die ein sprachlich-kulturell begründetes fremdenfeindliches Ressentiment entwickelt und als Beleg für umfassende Konflikte verstanden wurde, als Norm, bei der man die Praxis der Mehrsprachigkeit vernachlässigte. Es folgen Untersuchungen zu mehrsprachigen Städten und kommunalen Institutionen (Danzig, Krakau, Lemberg, Posen,